

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Sonnabend, den 26. März 1836.

37

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. E. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. E. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 fr. halb- u. 26 fl. 24 fr. E. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

P r o l o g,

gesprochen von Hrn. Anschütz, k. k. Hofschauspieler, bey der ersten Vorstellung des Bauernfeld'schen Lustspiels: „Der literarische Salon“ zur Einnahme der Regie des k. k. Hoftheaters am 24. März 1836.

Da wir vor allen an dem heut'gen Tag
Die Freunde und die Gönner unsrer Kunst
Versammelt wissen, brächten wir so gern
Das Beste, Würdigste, wie ehedem,
Als Schiller, Lessing, und der große Britte
Aus unterm Munde sprach an solchen Tagen.
Doch ausgebeutet ist der reiche Schacht,
Das Große fördert langsam sich zu Tage,
Und Neues will das Leben, will die Kunst.
Versagt Melpomene die tiefe Spende,
So bieten wir Thaliens leichte Gabe
Bescheiden und mit leisem Zweifel an.
Denn heute hat der Dichter unter Scherz
Und Munterkeit ein ernstes Ziel verborgen:
Den Dünkel, die Verbildung unsrer Tage
Mit keckem Wort zu schildern, will er wagen;
Die freche Lüge, die mit Kunst und Wissen
Ihr Spiel nur treibend, sich und And're täuscht;
Die Schwäche, leicht verführt von solchem Treiben;
Hingegen den gesunden, festen Sinn,
Der durch des Lebens Wirren sicher schreitet.
Das Ziel ist löblich, wenn die Kraft auch klein;
Doch redlich Wollen ist ein halbes Thun,
Und darf auf freundliche Begegnung hoffen. —
Eerst ist die Wahrheit, aber Scherz und Lachen
Dient oft dazu, sie heiter zu ergründen;
Wie sich die Zeit auch tief und groß bewege,
Die Thorheit nimmt doch ihren Theil daran:
So schöpfen wir die Bilder aus dem Leben.
Gefällt sich uns're Zeit in Übertreibung,

So zeigen wir im Spiegel unsrer Dichtung
Das tolle Wesen, die verkehrte Richtung;
Doch unter Thorheit, ja, in ihrer Mitte
Bleibt uns verehrt: Gemüth und reine Sitte.

Bauernfeld.

Ein Tag auf der Glashütte.

Wanderbild

von Joh. Gabr. Seidl.

„O über uns kleinliche, engbrüstige, verwöhnte Großstädter, deren Blicke nicht hinausreichen über die bequem hingelehnten Hügel und die bescheiden hinansteigenden Berge, welche unsern Gesichtskreis begrenzen! Da glauben wir immer, innerhalb unserer Basteyen sey allein alles Leben, Denken und Fühlen festgebannt, und hinter jenen blauen, duftigen Höhen wohnen keine Menschen, sondern Alles sey dort öd und geistlos und kleinlich; der gewaltige Schneeriefe, der im tiefsten Südgrunde herüberückt, stehe wie ein Beystrich hinter der bedeutenden Ziffernreihe des Residenzlebens, und hinter demselben folge weiter nichts, als die unendliche Kette bedeutungsloser Decimalstellen, welche, alle zusammengenommen, keine Einheit geben!“ —

„O schüttelt sie doch ab, die Ketten des Vorurtheils, ihr Großstädter! Tretet hervor aus euren Mauern, durchstreift die blühenden Thäler im Rücken der ragenden Berge, überschreitet die gastlichen Schwellen ländlicher Hütten, und lernet einsehen, daß die Herrschaft des Herzens weiter reicht, als ihr wähnet, und weidet euch dort, wo ihr es am wenigsten vermuthet haben würdet, an den segensreichsten Wirkungen ihres mächtigen Zaubers!“

So rief ich, als ich in mein Schlafzimmerchen trat, unwillkürlich aus. Ich befand mich aber in dem traulichen Stübchen des sogenannten Herrnhäuses, einer im hohen Gebirge gelegenen Glashütte, die ich auf einer einsamen Fußreise vor Einbruch der Nacht eben noch erreicht hatte. Der Director, bey dem ich einsprach, nahm mich gastfreundlich im Kreise seiner Familie auf, und in einem kurzen Stündchen war ich bey den herzlichsten, biedersten Bewohnern dieser Bergcolonie heimischer, als ich es anderswo vielleicht in Monden geworden wäre. So einladend auch das reinliche Bette mir entgegenwinkte und so sehr mich auch meine ermüdeten Füße, die mich heute so treu und sicher über manchen Schwindelsteg hinüber und an manchem Abgrunde vorbegetragen, an Ruhe mahnten, so war doch mein Geist noch wach und wollte von keinem Schlummer wissen. Ich öffnete das kleine Fensterchen und sah sinnend in die heitere Herbstnacht hinaus. Mir gegenüber stand der Mond in seiner vollsten Klarheit. Unter dem Fenster lief ein schmaler Holzweg, und jenseits desselben zog sich eine sanft abhängige Bergwiese längs eines Waldeinschnittes bis zum Rande der Kuppe hin, die hier schroff abfiel und einen Fernblick in die Niederung gewährte. Ein feiner, kaum wahrnehmbarer Flor spann sich aus den Strahlen des Vollmondes über die Gegend. Der Thaleinschnitt, aus dessen Grunde der gewaltige Berggrücken aufsteigt, der mich beherbergte, war nur durch einen weißlichten Nebelstreif angedeutet.

Kreideweiß, wie Massen gediegenen Silbers, ragten auf der andern Seite die mächtigen Kalkfelsen empor, hinter denen die Grenzen eines anderen Bezirkes laufen, und eine andere Mundart tönt. Die Unzahl der Sterne schien

mit jedem Blicke, den ich ihnen zusendete, vor meinen Augen zu wachsen, und die Ströme des Lichtes, welche leise hinströmten über die geisterartigen Scheitel der Berge, über die säuselnden Wipfel des Urwaldes und über den dampfenden Kessel des Thales, schwellen immer klarer, immer verklärender an, und blendeten fast das Auge, das sie lange nicht in solcher Fülle eingesogen. Seitwärts erhob sich auf einem Vorhügel die berufte Glashütte, über deren Dach flockige Funken emporstiegen, während das Pochwerk der Riestampfe mit dumpfen Hammerschlägen die nächtliche Stille eintönig unterbrach, und ein ferner Knall aus der Büchse eines Wildschützen ein hundertfaches, weithinverhallendes Echo weckte. Ich fühlte mich wieder einmal in jene wehmüthige, schmerzlich heitere Stimmung versetzt, wo man nichts Bestimmtes fühlt, denkt, noch dichtet, sondern ausströmen möchte in das All, und verschwimmen in das unendliche Fluidum, dessen in unserem Busen eingekerkelter Tropfe, die Seele, nach Vereinigung sich sehnend, ungestümer anschwillt. Zu schwach dem Gedränge zu widerstehen, in welchem alle Erinnerungen an die Vergangenheit und alle Traumbilder meiner Zukunft, bunt und bunter, wie Gruppen aus einem Ammenmärchen an mir vorübergaukelten, schloß ich das Fenster, und knüpfte an den wachen Traum der Wirklichkeit die Zaubersäden des Schlummers an.

„Du hast auf uns'rem Berg' uns nicht
Vergessen, Herr der Welt!
Schon ist von deinem Morgenlicht
Die höchste Tann' erhellt,
Und bald auch unsres Häuschens Dach,
Bald Alles allzumal,
Und also geht es allgemach
Bis nieder in das Thal!
Und so wie du auf uns, o Herr,
Vergiffest keinen Tag,
Gib, daß von uns auch Keiner mehr
Auf dich vergessen mag.
Und wie dein Licht hinuntersteigt,
Steig' unser Fleh'n hinan!
Das Auge spricht, die Lippe schweigt; —
Herr, blick' uns gnädig an!“

Dieses einfache Gebeth, von vier rührenden Kinderstimmen nach einer ansprechenden, ungekünstelten Melodie gesungen, weckte mich aus meinem überaus erquicklichen Schlafe.

Ich erhob mich, kleidete mich, umweht von der Morgenluft, die durchs geöffnete Fenster strömte, rüstig an, und eilte den kindlichen Sängern zu. Es waren ihrer vier, zwey Knaben und zwey Mädchen; liebe, kräftige, lebhaftige Kinder, in einem Alter von zehn bis vierzehn Jahren einander stufenweise folgend, wie Orgelpfeifen (um mit dem gemeinen Manne zu sprechen), in der That die erbaulichste Orgel, mit der ein Elternpaar den Himmel preisen kann. Ich hatte sie gestern nicht mehr sehen können; sie waren schon zu Bette, als ich mit dem Hausherrn und seiner schlichten, liebenswürdigen Frau das, in aller Eile für mich eigens bereitete Mahl einnahm. Sie kamen ohne Scheu auf mich zu, sahen mich mit forschenden, treuherzigen Augen an, und hatten es in Kürze weg, daß ich ihres Gleichen nicht abhold seyn könne. Ich

ließ sie nach Herzenslust gewähren, und weidete Herz und Auge an ihrer unbefangenen Fröhlichkeit, welche mir wieder einmal unwillkürlich den Gedanken aufdrang, als vermöchte der bloße Anblick derselben um einige Jahre mich zu verjüngen. Aus Allem jedoch, was vorging und gesprochen wurde, entnahm ich, daß heute mehr als nur Sonntag für die Familie sey.

Unter einer Katalpe, welche am Ende eines zierlichen, in nette Blumenbeetchen vertheilten Gärtchens stand und die breiten, noch ziemlich frischen Blätter über einen einfachen, von ländlichen Buchenbänken umgebenen Steintisch breitete, war das Frühstück bereitet, zu welchem mich der Director freundlich einlud. Nur auf mein ausdrückliches Verlangen wurden auch die vier lieben Kleinen herbeigerufen, um ihre Äpfel und ihr Brot in unserer Gesellschaft zu verzehren. Sie bewiesen durch ihr ruhiges, einträchtiges Benehmen, wie sehr sie diese Vergünstigung zu schätzen wußten. Trotz aller Freundlichkeit jedoch, welche sich auf dem Gesichte meiner Wirthin aussprach, entging es mir nicht, daß man mit etwas hinter dem Berge halte, was, wenn ich nicht zugegen wäre, wohl längst schon zur Sprache gekommen seyn dürfte. Dieses Bewußtseyn, in welchem mich das verlegen blickende Auge der Hausfrau bestärkte, welches, wie fragend und forschend, auf den Gatten gerichtet blieb, störte mich anfänglich in meiner Heiterkeit so sehr, daß ich mich entschloß, mich zu äußern. Mir kam nemlich vor, als ob der guten Frau, welcher, nebst den unverkennbaren Spuren vormaliger Schönheit, insbesondere das Feuer und die Lebhaftigkeit des Auges geblieben war, etwas Beengendes auf dem Herzen läge; wenigstens sprach das aus ihren Mienen und Blicken, und nur ungern schien sie sich zu entfernen, ohne dem Herzen Luft gemacht zu haben. Auch ihr Gatte bemerkte es, wie ich wahrzunehmen glaubte; aber seine Bescheidenheit gestattete es nicht, vor einem Gaste von etwas zu sprechen, was nur für ihn und die Seinigen Interesse haben mochte.

„Mir thut es fast leid,“ begann ich, als wir allein waren, „Sie in Ihrem stillen Sanssouci gestört zu haben. Es will mich beynahe bedünken, daß ich Ihnen zu jeder anderen Zeit gelegener gekommen wäre!“

Er versicherte das Gegentheil und wollte mich beschwichtigen.

„Verhehlen Sie es nicht,“ fuhr ich fort, „wenn auch Sie, als Mann, sich verläugnen können, so kann es doch das sprechende Auge Ihrer achtbaren Hausfrau nicht so ganz verbergen, als sie es aus zarter Rücksicht für ihren Gast zu thun bemüht ist. Was es gebe, kann ich wohl nicht entziffern, aber daß ich mich nicht täusche, dafür bürgt mir meine Menschenkenntniß. Gott verhüte, daß ich einer Familie, die mich so freundlich aufnahm, durch meine Gegenwart auch nur ein Stündchen verkümmern oder wenigstens um irgend eine höhere Bedeutung bringen sollte! Wenn ich das befürchten müßte, so nähm' ich lieber gleich mein Känzlel wieder auf den Rücken und pilgerte weiter in die Welt hinaus. Wenn Sie mir daher in Ihrer Mitte noch ein paar recht heitere Stunden gönnen wollen, Stunden, wie ich sie lange nicht erlebt habe, so verhehlen Sie mir, wenn Sie's können und wenn's für mich taugt, nichts. Was man einem Menschen mittheilen kann, das findet bey mir, darauf geb' ich Ihnen mein Wort, gewiß Anklang; — ist ja doch jeder Schritt, den ich thue, nur ein Theil einer Wanderung — nach Menschen!“ —

Der Director sah mich groß an, drückte mir die Hand und entgegnete, nicht ohne Rührung: „Wahrhaftig, Herr, ein Gast, wie Sie, stört uns nicht!“

Wollte Gott, wir fänden an Tagen, wie der heutige, alljährlich eine so theilnehmende Seele; aber leider! sind die Menschen in der Tiefe d'runten so spärlich angefüet, daß zu uns Nachbarn der Schneelinie nur gar selten Einer sich verliert. Nun denn, weil Sie's errathen, ja, lieber Herr! meinem kindischen Weibe liegt etwas am Herzen; aber wenn sie merken wird, daß Sie's heraushaben und d'ran theilnehmen, so wird sie sich Ihrer Anwesenheit nur doppelt freuen. Wir feyern heute ein kleines Familienfest: — den fünfzehnten Jahrestag unserer Vermählung. Wollen Sie Mittags unser Gast seyn und sich die herzlichen Anspielungen, die ich meiner guten Hausmutter wohl schuldig bin, gefallen lassen, so sind Sie freundschaftlichst geladen. Sehen Sie, — das allein drückte mein Weib; sie fürchtete aus Rücksicht für einen Fremden, der an uns weiter kein Interesse nehmen kann, sich Zwang anthun und den, für uns merkwürdigen Tag, unbeachtet vorüberlassen zu müssen, und das beunruhigte sie vielleicht. Wenn sie aber merkt, daß Sie's wissen, daß Sie's uns nicht übel nehmen, ja, daß Sie gar so gütig seyn wollen, unser Familienfest, als solches, mit Ihrer Gegenwart zu beehren, da wird dieser verlegene Blick, der Ihnen alles, wie Sie sagen, verrathen hat, sich alsbald erheitern und Ihnen beweisen, welche innige Freude Ihre Theilnahme auch meinem Weibe gewähre!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Maximen und Bemerkungen.

Von M. Ent.

Mit dem Werth der Menschen verhält es sich, wie mit dem der Brillanten. Bis auf einen gewissen Grad von Größe und Reinheit haben sie ihren bestimmten und festgestellten Preis; über diesen Grad hinaus sind sie über alle Schätzung, und finden keine Käufer.

Die schwachen Menschen sind die leichten Truppen in der Armee der schlechten. Sie thun mehr Schaden, als die Armee selbst; sie quälen, und verderben, was sie nicht gänzlich zerstören können.

Wenn ich behaupten höre, die unempfindlichsten Menschen seyen zuletzt denn doch die glücklichsten, so fällt mir immer das italienische Sprüchwort ein: „Sitzen ist besser als stehen; liegen ist besser als sitzen; aber todt seyn ist das allerbeste.“

Man muß eher gerecht seyn, eh' man großmüthig seyn kann, wie man sich früher ein Hemd anschaffen muß, eh' man Spitzen daran nähen kann.

Ist es nicht eine lustige Betrachtung, daß der Ruhm der größten Weisen sich darauf gründet, ihr ganzes Leben hindurch Vorurtheile bekämpft zu haben, die nie in eines Menschen Kopf hätten kommen müssen.

Zwischen einem geistreichen Menschen von schlechtem, und einem solchen von rechtllichem Charakter, findet sich der nämliche Unterschied, wie zwischen einem Meuchelmörder und einem Mann, der seine Waffen geschickt zu gebrauchen weiß.

Was hilft es euch, weniger Schwachheiten zu haben, als Andere, und weniger verwundbare Seiten zu bieten? Um den Angriffen des Neides und der Bosheit zu entgehen, müßtet ihr ein Achill ohne Ferse seyn; und das ist nicht wohl möglich.

Wer zwischen uns und unserm Gegner genau in der Mitte steht, scheint uns jederzeit diesem näher, als uns selbst zu stehen; gerade so, wie der Strahl eines Springquells vermöge einer optischen Täuschung uns immer der entgegengesetzten Seite näher zu seyn scheint, als jener, auf welcher wir uns eben befinden.

Die öffentliche Meinung ist eine Gerichtsbarkeit, die der rechtliche Mann nie unbedingt anerkennen muß, und von der er andererseits nie glauben muß, daß er ihr keine Verantwortlichkeit schuldig sey.

Der hätte es im Studium der Moral am weitesten gebracht, der Stolz und Eitelkeit in allen ihren Zügen zu unterscheiden wüßte. Der erstere ist hochsinnig, trotzig, ruhig, unerschütterlich; die letztere ist von niedriger Gesinnung, unsicher in Allem, was sie thut, unruhig, schwankend. Jener erhebt den Mann, diese bläst ihn auf. Der erstere ist die Quelle von tausend Tugenden, die andere von tausend Fehlern und Verkehrtheiten.

Bilder aus dem Orient.

Landhäuser der Sultaninnen.

Die Reisenden, die den Orient besuchen, schreyen gar sehr über die Barbarey der Türken und über die monströse Abzgeschmacktheit des Korans, welcher die Frauen zu einer so abhängigen Existenz verdammt. Man sollte glauben, einer Muselmänninn wäre das Recht zu reden, zu lächeln, selbst zu athmen zugemessen; und die Thüre jedes Harems, insonders des Serails, sey eine Fallthüre, die sich schliesse, um sich nie wieder aufzuthun. Die Abhängigkeit der türkischen Frauen läßt sich nicht in Zweifel ziehen; aber diese Sclaverey hat etwas Reiches und Verführerisches, ihre Ketten sind mit Blumen umwunden. Es ist ein allgemein verbreiteter Irrthum, daß die Frau, die einmal das Serail betreten, es nie wieder verlassen dürfe, unter welchem Vorwande und auf wie kurze Zeit es auch seyn möge. Wer zu Constantinopel ankommt, erblickt in der Umgegend, sey es auf den Anhöhen von Scutari oder in der Vorstadt von Galata, reiche Landhäuser und große Gärten, mit zahlreichen Blumenbeeten, umschattet von Granatbäumen mit scharlachrothen Blumen. Hier sind die raffinirtesten Genüsse, alle Koketterien der Kunst und der Natur verschwendet; duftende Bäder, köstliche Aussichten, kühle Schatten, nichts fehlt. Welche sind aber die Göttinnen dieses königlichen Aufenthaltes? Für wen sind diese Marmorsäle, diese Kioske, diese herrlichen Gallerien? Für wen anders als für die Frauen, die der Sultan seiner Liebe gewürdigt? In diesen Landhäusern bringen die Sultaninnen von Zeit zu Zeit einen Tag zu; sie herrschen hier mit unumschränkter Willkür. Sie haben ihre eigenen Sclaven, ihre Baltadschis oder Köche, die Eunuchen haben keinen Zutritt zu diesen Landhäusern. Indeß können wir nicht in Abrede stellen, daß diese Freyheit nur solchen ertheilt wird, deren vorgerücktes Alter sie auch ohne Kiegel gegen unbescheidene Wagnisse der Liebe schützt.

Wenn eine Sultaninn das Serail verläßt, um sich auf ihr Landhaus zu begeben, so entsteht an den Orten, wo sie erscheint, eine ungewöhnliche Bewegung. Man findet zu Constantinopel nur zwey öffentliche Gärten, der größte und besuchteste liegt am Ende der Vorstadt von Pera, er bietet einen sehr melancholischen Anblick dar: schwarze Cypressenwälder, weiße Grabsteine, Turkeltauben, welche des Abends ihr eintöniges Girren weithin hören lassen: das alles paßt eben nicht sehr zu dem Vergnügen des Spazierganges und des Farniente. Hier sieht man die türkischen Weiber auf kleinen Stühlchen zuweilen auf den Grabmälern sitzen; ihr Gespräch, ihre Gesticulation sind äußerst lebhaft. Man sollte fast meinen, sie sparten für diesen Spaziergang ihre gute Laune

und ihre Munterkeit des ganzen Tags auf. Es ist eine Lust zu sehen, mit welcher Sorglosigkeit sie rauchen, mit welcher Begierde sie den rohen Gesängen einiger ambulanten Künstler zuhören, die von den Bergen der Bulgarey kommen! Plötzlich aber erschallt Waffenge töse, eine Sultannin naht, alles schweigt, die Männer stürzen zur Erde nieder, die Frauen senken ehrerbietig den Kopf, überall Kniebeugungen und Ehrfurchtbezeugungen; der feckste Moslim würde sich kein unziemendes Wort über die Sultannin erlauben; keine Frau würde es wagen, einen Blick des Zornes und neidischen Hasses auf sie zu werfen; so sehr beschützt sie der Sultan mit seinem Namen und schirmt sie mit seiner Macht. Die Sultannin wird auf ihrem Palanquin oder Sänfte von vier Slaven durch die schweigende Menge getragen; sie grüßt kaum mit dem Kopfe. Nicht allein das Volk erweist ihr diese Ehre, sondern auch die höchsten Würdenträger des Reiches, der Pascha, ja sogar der Großwesier muß ehrerbietig das Haupt vor ihr beugen.

In welchem Lande, zu welcher Zeit hat die Schönheit eine so allgemein anerkannte Macht ausgeübt?

Correspondenz-Nachrichten.

Prag, im Februar 1836.

(Schluß.)

Die erste fremde Virtuossinn, welche sich im Laufe des jungen Jahres hier in zwey Concerten hören ließ, war die berühmtest-englische Harfenspielerinn, Mad. Caroline Friedrichs, geb. von Holst, deren Name bereits durch die Stimme der Zeitungen einen so guten Klang erhalten, daß wir uns nur freuen konnten, endlich durch unsere eigenen Sinne von ihrem Talente und dessen Ausbildung uns zu überzeugen. Mad. Friedrichs hat ihr Instrument — die durch sinnreichen Mechanismus verbesserte englische Harfe — mit Ernst und Tiefe studiert, und ist vom leisesten Piano bis zum schmetternden Fortissimo Herrinn und Gebieterinn desselben. Sie vereinigt Kraft und Bravour mit der höchsten Reinheit, Zartheit und Innigkeit, und beurkundet ihren geläuterten Geschmack durch den Umstand, daß sie zwar bedeutende Schwierigkeiten zu überwinden vermag, sie aber doch nie auf Kosten des Gedankens aufsucht. Eine große Kunstruhe, die sich Mad. Friedrichs erworben, wirkt auch auf die äußere Erscheinung, die stets edel und grazios bleibt, gleichwohl besitzt sie eine große Tiefe des Gefühls, Wärme und Innigkeit, und wir haben noch nie den Harfenton sich so sehr dem Gesänge nähern gehört. Mad. Friedrichs spielte in ihrem ersten Concerte zuvörderst: „Erinnerungen an Irland,“ von Bochsa; doch ist uns das Genre von Composition zu fremdartig, die irischen Weisen zu unbekannt, auch schien das Orchester der nöthigen Probe ermangelt zu haben, und entsprach seinem alten Ruhme nur schwach. Kurz alles vereinigte sich, damit dieses erste Stück nicht mit derselben Lebhaftigkeit aufgenommen werden konnte, als die darauffolgende Phantasie ohne Begleitung — mit dem „freyen“ darf man es nicht so genau nehmen, da selbst die größten Künstler in denselben Reminiscenzen einzurechten nicht verschmähen, und oft gerade durch dieselben die Wirkung auf das Publicum erhöhen — worin die Künstlerinn ihre Herrschaft über dieses schöne Instrument am glänzendsten entfaltete, das sich auch allein am vortheilhaftesten geltend zu machen vermag. Den Schluß machten „Erinnerungen aus Schottland,“ gleichfalls von Bochsa, die lebhafter als seine erste Composition ansprachen, sey es, daß man sich schon mehr mit seiner Manier befreundet hatte, oder mag vielleicht auch der Umstand beygetragen haben, daß wir in den Motiven einer angenehmen alten Bekanntschaft aus der weisen Frau begegneten. Ein hiesiger Referent lobt vor Allem an Mad. Friedrichs, daß sie nicht Übertragungen vom Clavier auf die Harfe, sondern Original-Harfecompositionen spielt. Obschon ich glaube, daß jenes Verdienst eben nicht ihr größtes seyn dürfte, so hatte sie auch offenbar der oben erwähnten Phantasie ein wunderschönes Adagio aus einer Beethoven'schen Sonate eingewebt, und ich wundere mich sehr, daß ein so großer Verehrer Beethovens dieses nicht schneller erkannt hat, als ich.

Eine Ouverture von Piris eröffnete die Akademie und die Concertgeberinn wurde in den Zwischenräumen von Ule. Procksch, Schülerinn des Conservatoriums,

mit einer Arie von Rossini, und von Hrn. Mildner, absolvirtem Zögling desselben Institutes, mit Verio'schen Variationen sehr löblich unterstützt, wie denn überhaupt die hohe Direction des Conservatoriums der Künstlerin einen ganz besondern Schutz angedeihen ließ, und ihr zu einem zweyten Concert nicht allein den Salon des Institutes, sondern auch die Mitwirkung des Orchesters zugestand. In dieser wiederholten Ausstellung ihres Talentes spielte Mad. Friedrichs eine große Phantastie von Bochsa, worin die englischen Melodien des God save the King, Rule Britannia und der brittische Grenadiermarsch kunstreich verwebt waren, dann eine zweyte Phantastie ohne Begleitung und ein ganz herrliches, dithyrambisches Schlußstück. Mad. Friedrichs machte dieselben Vorzüge geltend, wie in ihrem ersten Concerte. Die Begleitung der Zöglinge, welche als Rahmen des Longemädes die Ouverturen aus dem „Vampyr“, „Semiramis“ und „der Zauberflöte“ mit all dem Jugendfeuer aufführten, das ihre Ouverturen berühmt gemacht hat, zeichnete sich auch im Accompagnement rühmlich aus, und das Concert — obschon ohne Gesang — erregte doch allgemeine Zufriedenheit.

Wenn ich Ihnen sage, daß der Romberg des vierten Decenniums, Ihr trefflicher Merk, bey uns war, so habe ich Ihnen mit wenigen Worten den reichen Genuß ausgesprochen, der uns zu Theil geworden ist. Ein Detail seiner Leistungen nach Wien senden, welches so glücklich ist, ihn oft und vielmals zu hören, hiesse Moldauwasser in die Donau tragen, und ich begnüge mich, Ihnen zu sagen, daß wir nebst einigen sehr interessanten, eigenen Compositionen auch das vortreffliche Adagio von Romberg und Rondo von Kummer von ihm hörten, welche Alles hinrissen. Hr. Merk gab zuerst ein sehr gefülltes Concert im Platteisaale, und wollte uns nach demselben verlassen, doch bewog ihn der Theaterdirector Stöger, uns noch einen zweyten Ohrenschaus im Theater zu bereiten, nach welchem er — viel zu früh für unsere Wünsche — seine Kunststreife fortsetzte.

K. K. priv. Theater in der Josephstadt.

Am 21. März zum ersten Male und zum Benefice des Hrn. Kindler: „Ich weiß es nicht, oder der Rechtsgelehrte wider Willen.“ Lustspiel in zwey Aufzügen, nach dem Französischen der H. Scribe und Delavigne.

Der Prozeß zweyer Linien eines gräflichen Hauses soll durch eine Heirath geschlichtet werden und der junge Repräsentant der Einen Parthey hat zwischen zwey Fräulein der anderen zu wählen. Er ist aber heimlich bereits vermählt und es handelt sich nun darum, den Chef der Comissie damit zu versöhnen, welches durch einen Chevalier Rosenhain gelingt, der in das Wirrsal der Handlung, als präsumtiver Vertrauter, hineingezogen wird, ohne Etwas von den Verhältnissen zu wissen und der dadurch eine Rolle spielt wie Hr. von Frosch in Kozebue's: „Der Verschwiegene wider Willen.“ Am Ende ergibt sich dann, ziemlich zufällig, die glückliche Lösung und der Chevalier trägt Lohn und Ehre davon, während er eigentlich noch immer nicht weiß, woran er sey. — Das Stück mag, bey einer vorzüglichen Darstellung, recht lustig seyn; hier erschien es unklar, gedehnt, langweilig und ließ völlig kalt; übrigens ist daselbe bereits gedruckt, somit kann Jeder, welchen es interessirt, den Werth der heutigen Bearbeitung, die dem Beneficianten zugeschrieben wird, gegen das Buch selbst abwägen. Von den beschäftigten Individuen darf Mad. Urbesser wegen ihres netten Spieles und Hr. Kindler wegen seines Fleißes genannt werden. Vorher und im Zwischenacte spielte Hr. Lanner mit seinen Leuten einige Walzer, und zum Beginne wurde: „Der Ziegeldecker“ gegeben, in welchem Hr. Kott sehr ergötlich wirkte.

Wiener Meubleformen I.

Ameublement im Blondel'schen Style, für den k. k. Generalmajor Grafen von Lamberg in Pressburg, ausgeführt in der k. k. landespriv. Meublefabrik der Joh. Danhauser sel. Witwe, auf der alten Wieden, Meierhofgasse Nr. 203.

Herausgeber und Redacteur: Friedrich Wittbauer.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.



Stuhl von J. Hoff.

Wiener Zeitschrift Nr. 37
26. März 1836.

Wiener Möbel-Formen.

J. Donkauer ino. & dtd.

1.

Historical Sketch

of the

of the

of the

of the

of the

of the

of the

of the

of the